

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Samstag, 14. Dezember.

1929.

(6. Fortsetzung.)

Die verschwundene Handschrift.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hanns Zomak.

Es bestand kein Zweifel: der entsetzliche Schrei mußte doch aus der Doblingerschen Villa gekommen sein.

Ebenfalls stand fest, daß nur ein Mensch in höchster Not diesen Schrei ausgestoßen haben konnte. Möglicherweise war der Mann, der vorhin im Auto vorgefahren war, ermordet worden.

Jrgend etwas Furchtbares war bestimmt geschehen!

Auf alle Fälle hatte er unter diesen Umständen nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, in das Haus einzudringen.

Schnell machte er kehrt und ging den schmalen Gartenpfad zurück nach dem Hauseingang, der ziemlich am hinteren Ende der Villa gelegen war.

Die Tür war ebenfalls unverschlossen.

Der Beamte schritt im Dunkel einige Stufen empor, bis er an eine große Tür stieß, die seiner Berechnung nach zum Vestibül führen mußte.

Er schob die Tür auf und ließ im gleichen Moment seine Blendlaterne aufblitzen.

Der Lichtkegel traf gerade auf den Teppich, auf dem eine blutüberströmte männliche Gestalt lag.

Ohne Zögern schritt der junge Kriminalist näher. An dem nahen Lichtschalter schaltete er volles Licht ein. Dann beugte er sich über den Ermordeten.

Er sah eine breite Blutlache und bemerkte, daß der Mann einen seitlichen Dolchstoß erhalten hatte.

Er kniete jetzt neben ihm und vernahm schwere, röchelnde Atemzüge.

Der Mann lebte also noch. Das gemahnte zur Eile. Im Laussschritt verließ er das Haus und suchte die Alarmpfeife in Tätigkeit.

Schnell herbeigeeilte Nachtpatrouillen holten einen Arzt und benachrichtigten die Mordkommission, während die anderen gemeinsam mit dem Kriminalbeamten den Eingang besetzt hielten.

Der Arzt war schon nach wenigen Minuten zur Stelle.

Er legte einen Notverband an und sorgte für sofortige Überführung in das Krankenhaus.

Die Verletzung war schwer, aber nicht unbedingt lebensgefährlich, wenn sofort alle nötigen Vorkehrungen getroffen wurden.

Die Herren von der Mordkommission trafen gerade noch rechtzeitig ein, ehe der Arzt seine Tätigkeit beendet hatte.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß gerade Kommissar Wendler die Leitung der Kommission übernommen hatte. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er jetzt vor dem Schwerverletzten stand und in ihm keinen anderen als den Kunstmalers Hans Torwaldsen erkannte.

Da somit die Person des Verletzten sehr schnell identifiziert war, stand dessen schnellem Abtransport nichts mehr im Wege, zumal der Arzt erklärte, daß jede Minute Verzögerung von den verhängnisvollsten Folgen sein könnte.

So wurde denn Hans Torwaldsen sofort nach dem inzwischen eingetroffenen Unfallauto gebracht.

Nun begann ein reges Leben und Treiben in der Doblingerschen Villa.

Während einige Beamte sofort an die nähere Untersuchung und genaue Aufzeichnung des eigentlichen Tatortes gingen, durchsuchten die anderen den übrigen Teil des Hauses.

„Selbst, daß sich im Hause niemand meldet“, erklärte Wendler. „Eine derartige Unruhe und auch schon vorhin der Schrei mußten doch unbedingt bemerkt worden sein.“

Er ließ daraufhin das Haus umstellen, postierte vor der Eingangstür zwei weitere Beamte. Dann durchsuchte er selbst die Villa.

Kein Mensch war jedoch zu finden; selbst von der Dienerschaft war niemand zu sehen.

„Sie wissen bestimmt, daß Doblinger gegen halb neun Uhr nach Hause zurückgekehrt ist?“, wandte sich Wendler an den Beamten, den er mit der Beobachtung des Hauses betraut hatte. Dieser bestätigte die Frage.

„Sahen Sie jemand von der Dienerschaft?“, forschte Wendler weiter.

„Kurz vor sieben Uhr verließen zwei Mädchen das Haus. Meiner Ansicht nach handelt es sich um die Köchin und das Stubenmädchen. Der Kleidung nach schienen die beiden Ausgang zu haben. Sonst bemerkte ich allerdings kein menschliches Wesen.“

„Wo, zum Teufel, soll aber dann Doblinger hingekommen sein?“, rief Wendler ärgerlich aus.

„Vielleicht war er mit dem dunklen Schatten identisch, den ich kurz nach dem Schrei spurlos im Vorgarten verschwinden sah“, erklärte der Beamte zögernd.

In diesem Augenblick fuhr draußen an der Villa ein Auto vor. Kein anderer als der lang Gesuchte, Matthias Doblinger, entstieg gleich darauf dem Wagen.

„Was geht hier vor?“, rief der Fingergewaltige erstaunt aus, als er die vielen Polizeibeamten gewahrte.

Man erteilte ihm jedoch keine Auskunft, und so eilte Doblinger wutentbrannt durch den Vorgarten nach der Eingangstür, in der soeben Kommissar Wendler sichtbar wurde.

„Kommen Sie nur herein, Herr Doblinger. Wir durchsuchen nach Ihnen bereits das ganze Haus!“, rief er dem Ankömmling mit ironischem Lächeln entgegen.

„Werde ich nun jetzt endlich erfahren, was hier eigentlich vorgefallen ist und weshalb man ausgerechnet in meiner Abwesenheit mein ganzes Haus auf den Kopf stellt?“, schrie Matthias Doblinger in scharfem, erbittertem Ton, während er ins Vestibül trat.

Wendler hielt seinen Blick fest auf Doblingers Gesicht gerichtet, aber dieser wich ihm nicht aus. Er hatte seinen Hut weit ins Genick zurückgeschoben und stand mit in die Seite gestemmen Armen vor dem Kommissar.

„Wollen Sie nun endlich reden?“, murmelte er dabei böse.

„Sagen Sie, mein Herr, halten Sie uns von der Kriminalpolizei wirklich für so naiv, daß wir glauben, Sie wären so ganz ahnungslos eben nach Hause gekommen?“, fragte Wendler jetzt höhnisch.

„Herr!“, brauste Doblinger auf, und die Ader auf seiner Stirn trat heraus.

„Ich rate Ihnen, lieber ruhig zu bleiben, Herr Doblinger, wenn Sie vermeiden wollen, Handschellen angelegt zu bekommen.“

Er öffnete die Tür zu einem Nebenzimmer.

„Sehen Sie sich einstweilen hier hinein und versuchen Sie ja nicht etwa zu entweichen. Alles weitere später.“

Doblinger blickte den Kommissar bald wütend, bald fassungslos an, kam aber dem Befehl nach.

Wendler hatte inzwischen mit den Herren von der Mordkommission alle Hände voll zu tun. Photographien des Tatortes wurden aufgenommen, nach Hand- und Fußspuren wurde gefahndet, sowie die Blutspuren verfolgt.

Man kam dabei zu der Ansicht, daß die Tat unweit der Eingangstür verübt worden sein mußte, vermutlich gerade in dem Moment, als Hans Torwaldsen eben erst eingetroffen war. Darauf hatte der Täter den Körper des Verwundeten mehr nach der Mitte des Raumes geschleift und war nach der Eingangstür zurückgeflüchtet.

Von da ab fehlten weitere Spuren.

Sämtliche Herren der Kommission waren sich von Anfang an darüber einig, daß nur Matthias Doblinger als Täter in Betracht kommen konnte, da sonst niemand im Hause anwesend gewesen war.

Frau Doblinger war, wie man inzwischen herausbekommen hatte, auf einige Tage zu ihrer Mutter nach Stettin gefahren. Ein Teil der Dienerschaft war deshalb beurlaubt worden, das übrige Personal schlief in einem kleinen Nebengebäude, in dem auch die Garage untergebracht war.

Als man jetzt die Fußspuren genauer untersuchte, fand man auch noch fatalerweise ein Taschentuch mit dem Monogramm M. D. in der Nähe eines Ledersessels.

Wendler war darüber äußerst befriedigt.

Schleierhaft war ihm vorläufig nur, warum und wieso Hans Torwaldsen in das Haus Matthias Doblingers gekommen war. Diese ungeheuerliche Tatsache wollte ihm durchaus nicht in den Kopf.

Zu dumm auch, daß Torwaldsen ohne Bewußtsein und vielleicht noch viele Tage nicht vernehmungsfähig war. Hoffentlich blieb er überhaupt am Leben. Seine Aussage würde ja zweifelsohne am ehesten die Sache restlos zu klären vermögen.

Der Ausdruck der Befriedigung wich wieder aus seinem Gesicht und machte einer finsternen Entschlossenheit Platz.

Nachdem er vier- bis fünfmal das große Speisezimmer sinnend durchquert hatte, begab er sich ganz plötzlich in den kleinen Nebenraum, in dem Doblinger untergebracht war.

Matthias Doblinger war inzwischen ebenfalls die ganze Zeit ruhelos auf und ab gewandert und hatte eine Zigarette nach der anderen geraucht.

Er atmete sichtlich erleichtert auf, als er die Gestalt Wendlers in der Türöffnung erblickte.

„Werden Sie mir jetzt endlich erklären, weshalb Sie mich in meinem eigenen Hause als Gefangenen behandeln?“

Diese Worte klangen scharf und erbittert.

Wendler kam langsam näher.

„Glauben Sie vielleicht, daß Sie mir mit Ihrer Unverfrorenheit imponieren können?“

Doblinger ballte die Fäuste.

„Wer gibt Ihnen das Recht —“

„Ruhel! Ruhe!“, unterbrach Wendler. „Setzen Sie sich erst einmal ruhig hin und gestehen Sie ganz offen und ehrlich, weshalb Sie Hans Torwaldsen ermorden wollten.“

Matthias Doblinger erschrak nicht. Im Gegenteil. Über sein Gesicht glitt jetzt ein eigentümliches Lächeln, als er antwortete:

„Hören Sie, Herr Kommissar: Soll ich Ihnen vielleicht einen guten Nervenarzt empfehlen?“

Jetzt lächelte Wendler. Aber in seinem Lachen lag eine Drohung.

„Alle Achtung, Herr Doblinger, Sie sind schlimmer, als ich dachte. Eine derartige Kaltblütigkeit so direkt nach begangener Tat ist mir beinahe noch nicht vorgekommen.“

Wieder wollte Doblinger aufbrausen, aber Wendler machte eine kurze Handbewegung und sagte:

„Lassen Sie mich ausreden. Ich will Ihnen zunächst eine Mitteilung machen, die Ihre große Ruhe vielleicht doch etwas ins Wanken bringen dürfte. Also hören Sie: Der Dolchstich, den Sie Hans Torwaldsen beibrachten, war nicht tödlich, wie Sie wohl annahmen. Es besteht sogar die Aussicht, daß der junge Kunstmaler gut durchkommt. Vielleicht ist er schon in wenigen Stunden vernehmungsfähig. Vielleicht sind Sie jetzt eher zu einem Geständnis geneigt, da Torwaldsen sicher seinen Angreifer erkannt hat und ihn uns bald nennen wird.“

Matthias Doblingers maßlose Erregung war bei diesen Worten einer fast unheimlichen Ruhe gewichen. Er blickte jetzt ernst und beinahe erschrocken auf den Kommissar. Die Rotesröte aus seinem Gesicht war verschwunden. Sein Antlitz war leichenblau.

„Herr Kommissar“, begann er jetzt eigentümlich stotternd, „Sie mögen mich zwar vielleicht für den gerissensten und verstocktesten Verbrecher halten, der unter der Sonne herumläuft, aber ich muß Sie doch bitten, mir methodisch von Anfang an zu erzählen, was eigentlich heute nacht hier in meinem Hause geschehen ist und was ich dabei alles verbrochen haben soll. Ich werde bemüht sein, mich so ruhig wie möglich dabei zu verhalten, auch wenn es mir sehr schwer fallen sollte. Also bitte beginnen Sie!“

Wendler blieb nichts weiter übrig, als diesem Verlangen nachzukommen, wenngleich er fest davon überzeugt war, daß Doblinger selbst viel besser über den Vorfall Bescheid wußte. Ja, er ging soweit, zu glauben, daß Doblinger dadurch nur erfahren wollte, wie weit die Kriminalpolizei von allem unterrichtet sei.

Trotzdem konnte er dieses Verlangen nicht abschlagen. Doblinger war ja noch nicht verurteilt.

So begann er denn zu erzählen.

Matthias Doblinger hörte den Worten des Kriminalisten zu, ohne zu unterbrechen. Er wurde jetzt wieder etwas lebhafter, hatte sich vollständig in der Gewalt. Als Wendler geendet hatte, fragte er:

„Sagen Sie mir nur das eine, Herr Kommissar: Weshalb kam wohl Hans Torwaldsen in mein Haus? Und dazu noch zu dieser immerhin ungewöhnlichen Stunde?“

„Das wollte ich gern von Ihnen erfahren, denn sicherlich haben Sie Herrn Torwaldsen irgendwie dazu veranlaßt, zu Ihnen zu kommen. Aber darüber können Sie sich ja mit dem Untersuchungsrichter eingehender unterhalten.“

„Mit dem Untersuchungsrichter? Soll das vielleicht heißen, daß Sie mich verhaften wollen?“

„Allerdings“, erwiderte Wendler mit erhobener Stimme. „Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie hiermit für verhaftet!“

„Und die Gründe, Herr Kommissar! Dürfte ich die vielleicht erfahren. Sie haben sich selbst davon überzeugt, daß ich nicht in der Villa anwesend war. Daß die Tat in meinem Hause geschah, ist doch noch kein Beweis für meine Schuld.“

Wendler lachte nur kurz auf und zog aus seiner Tasche ein Taschentuch hervor, das er Doblinger hinhielt.

„Gehört das Ihnen, Herr Doblinger? Es trägt Ihr Monogramm!“, fragte er dabei ernst.

Dieser betrachtete es genau und nickte dann zustimmend, indem er erklärte:

„Es ist allerdings eins von meinen Taschentüchern. Wo fanden Sie es?“

„Direkt am Tatort im Vestibül. Es lag keine drei Schritte weit von Hans Torwaldsen entfernt.“

Da sprach Matthias Doblinger kein Wort mehr und folgte stumm dem Beamten. (Fortf. folgt.)

Der Verzicht.

Von Elise Kabe.

Die Kindervorstellung ist zu Ende. Die kleinen Zuschauer werden von Müttern und Kinderfräuleins ins Foyer gebracht und in ihre warmen Hüllen gesteckt. Die Wangen glühn, die kindliche Erregung zeigt sich je nach Artung in lautem Reden, Fragen, Ausrufen, oder absonderlichem Schweigen. Die Gestalten des großen Märchenballetts, von Kindern dargestellt, haben sich in ihr Innenleben gesenkt und werden nun mit ihrer Phantasie wachsen oder verkümmern.

Hinter der Szene wird die kleine Hauptdarstellerin, die zehnjährige Solotänzerin Mara, die eigentlich Margarete heißt, von ihrer Mutter in die Garderobe geführt. Der Theaterdiener hat ihr einen riesigen Teddybären und zwei Blumensträuße auf der Bühne überreicht. Sie hält, von den anderen Kindern lebhaft umringt, den Teddy graziös im Arm. Er unterscheidet sich durchaus nicht von den Teddys, die fast jedes dieser Kinder zu Hause besitzt, aber sie müssen ihn doch einmal im Arm halten und Mara ein wenig beneiden. Mara versteht es ausgezeichnet, sich beneiden zu lassen.

Sie wirft sich gelangweilt auf einen Stuhl, streift die Ballettschuhe ab und hält ihrer Mutter das zarte, kindlich gerundete Gesicht zum Abschlachten hin.

„Darf ich auch einmal deinen Teddybären ansehen?“ fragt bescheiden die kleine Gerda, die einen Engel mit silbernem Stern im Haar darzustellen hat, während Mara als der ausersehene erste Engel, mit Extratänzen und großen pantomimischen Szenen, einen strahlend goldenen Stern tragen darf.

„Bitte“, sagt Mara großmütig. „Du kannst auch an den Blumen riechen.“

„Das ist aber nett“, sagt Gerda, mit einem Knix vor Maras Mutter, die ihr die Blumen reicht.

Und sie zeigt begeistert ihre Hochachtung vor Teddybär und Blumen, bis das Kinderfräulein sie zu größerer Eile beim Umsiehen mahnt.

Dann kommt ihre Mutter. Sie gibt der kleinen Künstlerin drei Mark und sagt stolz lächelnd: „Hier hast du dein heutiges Honorar. Was willst du dir denn dafür kaufen, wenn man fragen darf?“

Mara und ihre Mutter wechseln einen raschen Blick. Sie bedürfen keiner Worte, um auszudrücken, wie lächerlich sie dieses Proben finden.

Gerda sagt felig: „So einen Teddy.“

„Du hast doch zwei noch schönere“, meint die Mutter.

„Aber nicht so einen.“

„Ja, dann werde ich dir noch etwas Geld dazugeben müssen.“

Mara räuspert sich.

„Ach, ich muß ja auch dein Geld abholen“, sagt ihre Mutter etwas zu laut, so daß es noch andere hören können.

In diesem Augenblick kommt die Ballettmeisterin herein. Sie wird von ihren Schülerinnen laut begrüßt. Die größeren hängen sich in ihren Arm und meinen abschlag: „Das war heute wieder ein großer Erfolg!“

Die Ballettmeisterin hat für jeden ein freundliches Wort. Sie scherzt mit den Allerkleinsten, beglückwünscht strahlende Mütter und befreit sich sichtlich lächelnd von den schwabenden Backfischen.

Sie begrüßt Maras Mutter und sagt: „Da Sie noch nicht an der Kasse waren, habe ich Ihnen das Honorar mitgebracht. Es ist die größte Summe, die wir heute ausbezahlt haben!“ Sie will ihr das Geld reichen.

„Geben Sie es, bitte, Mara selber“, entgegnet die Mutter. „Sie hat es doch verdient.“

Mara nimmt den Schein mit spitzen Fingern in Empfang und steckt ihn achtlos in ihr Täschchen.

„Sie sieht recht blaß und überangestrengt aus“, meint die Ballettmeisterin. „Wir sollten sie in der nächsten Vorstellung etwas schonen. Man könnte die beiden Rollen austauschen. Was meinst du, Gerda, möchtest du Maras Rolle übernehmen?“

Maras Mutter preßt die Lippen fest zusammen, als müsse sie nun schweigen, damit ihre Tochter die Rolle nicht verliere. Mara sucht die Situation zu retten. Sie fählt, daß die Hand ihrer Mutter, während sie ihr das Kleid schlief, leise zittert, und sagt mutig: „Ich fühle mich aber ganz wohl. Ich kann die Rolle gut noch weiter spielen.“

Da sagt Gerdas Mutter: „Wenn Sie es wünschen, kann Gerda die Rolle übernehmen.“

„Ja, aber wenn Mara sie behalten will“, wendet Gerda schüchtern ein.

Maras Mutter hat eingesehen, daß doch alles verloren ist. Sie sagt, ohne aufzublicken: „Sie haben recht, Mara

muß sich etwas schonen. Ich habe ein anderes Angebot bereits ablehnen müssen, weil es zu viel für sie wird.“

„Ja, dann wollen wir es so machen“, entscheidet die Ballettmeisterin. „Du mußt Gerda nun den goldenen Stern geben.“

„Aber das hat ja Zeit“, meint Gerda, als sie sieht, daß Mara unwillkürlich danach greift.

„Nein, nimm ihn nur gleich.“ Mara reißt den Reifen, an dem er befestigt ist, so heftig ab, daß einige Haare daran hängen bleiben. „Ich bin jetzt sehr müde“, sagt sie zu ihrer Mutter.

„Wir sind auch fertig.“ Sie ziehen ihre Mäntel an und verabschieden sich.

Auf der Straße bemerkt Mara nach langem Schweigen: „Ich glaube, das Ganze hat Gerdas Mutter eingefädelt.“

„Natürlich“, sagt ihre Mutter erbittert. „Meinst du, ich habe es nicht längst bemerkt?“

Gerda wird es aber nicht schaffen. Sie ist viel zu ungeschickt. Nach zwei Vorstellungen habe ich die Rolle wieder zurück.“ Maras Gesicht ist erschlaft, sie scheint nur noch bemüht, ihrer Mutter über die schlechte Laune hinwegzuhelfen.

„Ja, aber dann bekommst sie eher eine andere als du. Sie ist viel zu neidisch, weil du so gute Kritiken bekommen hast. In einer Kritik war sie überhaupt nicht genannt, während über dich sechs Zeilen gedruckt waren.“

„Sie“ ist die Ballettmeisterin.

„Aber Gerda wird keine Kritiken mehr bekommen, denn jetzt erscheint niemand mehr von der Presse.“

„Das wird ihre Mutter am meisten ärgern. Diese Proben, haben sie es nötig, auch noch das größere Honorar zu bekommen?“

Mara schweigt. Die Stimme der Mutter erscheint ihr scharf und häßlich, wenn sie verärgert ist; die Vorübergehenden sehen auf.

Zu Hause beginnt Mara sofort, sich zu entkleiden. Sie legt sich ohne Abendessen ins Bett. Das Zimmer ist kalt und nicht ausgeräumt. Die Mutter versucht, das Feuer im Ofen zu entfachen, gibt es aber nach kurzer Zeit auf. Sie stößt sich in ihrer nervösen Ungeduld an Stühlen und Kanten und beginnt grundlos über Mara zu schelten. Dann bereitet sie in der Küche geräuschvoll das Abendbrot.

Sie bringt etwas Brot und heißen Tee und geht wieder hinaus. Mara zwingt sich zum Essen, denn sie will nicht blaß und überangestrengt aussehen, sie will Gerda überlegen bleiben. Der heiße Tee belebt sie.

Es fällt ihr ein, daß sie ihren ersten Tanz mit einer ganz neuen Bewegung, die sie kürzlich an einer russischen Tänzerin sah, bereichern kann. Sie erhebt sich und springt mit nackten Füßen über den kalten Fußboden auf den verstaubten Teppich. Das Nachthemd fällt tief über ihre Füße herab, so daß sie es raschen muß, um die Schritte beobachten zu können. Dann aber vergißt sie ihre Studie, sie hebt die Arme in einer unendlich traurigen Gebärde, neigt den Kopf zur Seite und sinkt in die Knie.

Die Schritte ihrer Mutter im Korridor wecken sie auf. Sie wirft sich ins Bett und hebt lausend den Kopf. Die Mutter nimmt den Mantel von der Garderobe und flirrt mit den Schlüsseln. Mara weiß, daß sie nun ins Café gehen wird, weil sie es in der engen, kalten Wohnung mit ihren Sorgen nicht aushalten kann.

„Jetzt wird sie hereinkommen und leise an mein Täschchen gehen, um das Geld herauszunehmen. Ich habe mir noch niemals etwas von meinem Honorar kaufen können“, denkt Mara. Tränen steigen ihr in die Augen.

Die Tür wird geöffnet. Mara stellt sich schlafend. Sie hört das vorsichtige Tasten an ihren Sachen, das Auswischen des Lichtes, das Schließen der Korridortür.

Als es ganz still geworden ist, wirft sie den Kopf in die Arme, vergräbt sich in die Kissen und schluchzt laut und hemmungslos, denn sie weiß, daß sie nun nicht mehr gehört werden kann.

Scherz und Spott

Ihre Auffassung. „Essen Sie eine Zeitlang Salat und etwas geröstetes Brot und trinken Sie Apfelsinenjast“, empfahl der Arzt, „dann werden Sie bald abnehmen.“ — „Sehr schön“, sagte die starke Dame, „soll ich das vor oder nach den Mahlzeiten nehmen?“

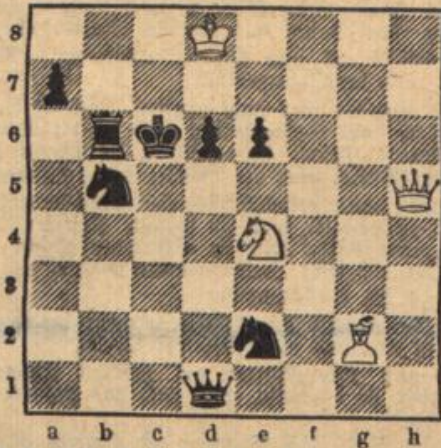
Ein Schläuer. „Fräulein, haben Sie mir nicht versprochen, ich bekomme einen Kuß, wenn ich den ganzen Tag artig bin?“ — „Jawohl“, erwiderte das hübsche Kinderfräulein, „du sollst ihn haben.“ — „Nein, ich habe den Kuß an meinen großen Bruder für 50 Pfennig verkauft.“

Spiele und Rätsel

Schach

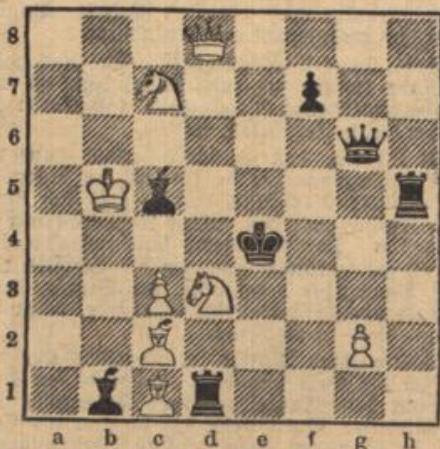
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 98. E. Schnitzler.
3. Preis London News 1863.



Weiß: Kd8, Dh5, Se4, Lg2.
Schwarz: Kc6, Dd1, Tb6, Sb5, e2, Ba7, d6, e6.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 99. W. K. Meredith.
2. Preis Chess Journal 1871.



Weiß: Kb5, Dd8, Lc1, c2, Sc7, d3, Bc3, g2.
Schwarz: Ke4, Dg6, Td1, h5, Lb1, c5, Bf7.
Matt in 3 Zügen.

Schachspäne. Nach einer alten Sage erbat sich Nassir, der Erfinder des Schachspiels, von seinem Fürsten Behub als Belohnung für diese Erfindung auf dem ersten Feld des Brettes ein Weizenkorn, auf dem zweiten zwei, auf dem dritten vier und so weiter auf jedem folgenden Feld noch einmal so viel wie auf dem vorherigen. Dies ergibt bei vierundsechzig Feldern 18,446,744,075,709,551,015 Weizenkörner, d. h. einen Haufen Weizen für dessen Fortschaffung zum wenigsten 625,499,948,245 vierspännige Wagen erforderlich wären. Diese in eine Reihe gestellt, würden 231,666 mal rund um die Erde reichen. — Es ist wahrscheinlich, daß die Chinesen das Schachspiel schon wenigstens 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt haben. — Den alten Römern und Griechen jedoch war das Schach gänzlich unbekannt. Das Spiel, welches Homer die Freier der Penelope spielen läßt, sowie auch das Soldatenspiel, dessen Ovid und Martial erwähnen, waren unserem Spiel viel zu unähnlich. — Indessen ist es wohl gewiß, daß es in Persien unter dem im Jahre 579 verstorbenen Coshru Nushirvan, einem Zeit-

genossen Justinians I., bekannt geworden und von da über Arabien in die westlichen Länder gekommen ist. — Die Perser nennen das Schachspiel SCHETRENG, d. h. das Spiel der hundert Sorgen oder hundert Gedanken. — Den Muhamedanern sind in ihrem Koran alle Spiele untersagt, nur das Schachspiel nehmen seine Ausleger davon aus. — Die allgemeine Benennung „Steine“ für die Schachfiguren deutet unstreitig auf den anfänglichen Gebrauch verschieden geformter Steinchen hin. Die Türken und Araber gebrauchten zu den Figuren bloß rohe unbildliche Stücke, aus Achtung gegen den Koran, welcher alle Bilder untersagt. — In Deutschland ist das Schachspiel erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts allgemein bekannt geworden. — Was die Galanterie unserer Ritterzeiten zur Königin gemacht hat, war bei den Morgenländern ursprünglich der Freund des Königs, abgebildet wurde er mit Turban und Feder, einem Schwert in der Hand, auf einem gepanzerten Pferde sitzend. — Die heutigen Bauern hießen früher Wenden nach dem Volksstamm, der sich bis über die Elbe hinaus verbreitet hatte, und seit Karl des Großen Zeiten allmählich durch die sächsischen Edlen zurückgedrängt und zu Dienstleuten gemacht wurde.

Partie Nr. 45. Gespielt zu München im Juni 1897.

Königsfianchetto. Weiß: Fuchs; Schwarz: Mieses.

1. e4—g6, 2. d4—Lg7, 3. Sf3—d6, 4. Ld3. Der weiße Königsläufer steht hier weniger gut, als auf e2 oder c4. 4. ... Lg4, 5. Le3—e5, 6. c3—Se7. Schwarz hat bereits ein sehr befriedigendes Spiel erlangt. 7. Db3—Sc6. Ein feines Bauernopfer. 8. d5—b8, 9. D×b7—Sd7, 10. Db3—f5!, 11. Sg5? Hierdurch gerät Weiß in große Verlegenheit. Am besten war es noch, den Läufer nach g5 zu ziehen, um ihn vor Absperrung zu bewahren. 11. ... f4, 12. Ld2—Tb8, 13. Dc2—S×d5, 14. e×d5—D×g5. Nun hat Schwarz den geopferten Bauern bei überlegener Stellung zurückgewonnen. 15. Sa3—Sc5, 16. Sb5—0-0, 17. f3. Auch mit anderen Zügen wäre das weiße Spiel nicht mehr zu halten. Auf 17. 0-0 folgt 17. Lf3 und auf 17. b4 gewinnt Schwarz durch 17. ... Sd3+, 18. D×d3—e4, 19. Dc4—e3, 17. ... Td7, 18. c4—a6, 19. S×c7—T×b2!, 20. Dd1, falls 20. Dc3, so 20. e4; 20. D×g2. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 87. 1. Sd5. Nr. 88. 1. Th4. Angegeben von Karl Kahl und Ludw. Nickel.

Rätsel

Sonderbar.

Wild und tobend brüllt das Erste,
Sanft und friedlich schnurrt das Zweite,
Doch vereint findst du's auf Bäumen
In Afrikas und Indiens Weite.

Abstrich-Rätsel.

Eisen, Teer, Deut, et, Aster, Eichel, Bast, All.
Diese Wörter, aneinandergereiht, sind in acht Wörter von anderer Bedeutung zu zerlegen.

Visitenkarten-Rätsel.

J. R. Reveret

Was ist der Herr?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 286.

Kopfwechsel-Rätsel: Alster, Ulster, Elster. — Mythologie: Irene, Sirene. — Visitenkarten-Rätsel: Wein, Weib, Gesang.

Richtige Lösungen sandten ein: Minna Groß, Minni Häwel, Christa von Jerin, Elisabeth u. Erika Knoch, Hugo von Ringstätten u. Frau Bertholda, Wilm. Schreub u. Frau Eriedel, sämtlich aus Wiesbaden.